

1. Wozu Stadtsoziologie?

»In der Wissenschaft ist der Zusammenhang zwischen Mensch und Ort ja bekannt sowie die Tatsache, daß Städte Menschen beeinflussen.«
Olga Tokarczuk¹

Was für die polnische Schriftstellerin Olga Tokarczuk so offensichtlich erscheint, ist für viele, die sich mit Städten wissenschaftlich beschäftigen, durchaus nicht so klar. Für einige ist die Stadt lediglich eine Bühne, auf der das Leben der Menschen abläuft, ohne dass sie selbst darauf Einfluss nimmt. Andere Stadtforscher*innen betrachten die Stadt nur als eine Ansammlung von Daten, die durch das Addieren individueller Merkmale wie Alter, Geschlecht, Einkommen oder Familienstand entsteht. Insofern kann man die Stadt als die Summe von Personen betrachten, die sich vor allem auch durch die Beziehungen untereinander geprägt wird. Eine weitere Sichtweise behauptet, die Stadt sei vorzugsweise als ein physisch-baulicher Raum zu betrachten, in dem die Stadt als ein Zusammenspiel von Gebäuden, öffentlichen Plätzen, Grünanlagen und Verkehrsströmen zeigt und erlebbar wird. Schließlich gibt es noch die romantische Version der Stadt, die besagt, dass man sie wie Personen charakterisieren kann, wobei jede Stadt als eigenständige Persönlichkeit mit individuellen Schwächen und Stärken zu sehen ist. Literarisch entspricht diese Stadt-Wahrnehmung vor allem unserem Bedürfnis nach Erzählbarkeit von Städten. Auch Olga Tokarczuk kennt diese Städte-Erzählungen: »Paris zum Beispiel frivolisiert uns. New York hingegen macht uns konkreter und stellt uns auf den Boden der Tatsachen.« (S. 91).

Gegen eine solche Erzählung über Städte können umgehend erhebliche Bedenken vorgebracht werden. Auch in New York kann man frivol werden und

1 Olga Tokarczuk (2019) Spiel auf vielen Trommeln. Berlin: Matthes & Seitz, S. 90f.

wer in Paris einen Arbeitsplatz sucht, um sich ein Leben auf dem teuren Pflaster an der Seine leisten zu können, wird sich schnell sehr realitätsnah verhalten müssen. Diese Stadt-Narrative simplifizieren daher die Komplexität und Diversität der unterschiedlichen Lebensweisen in einer Stadt zugunsten einer homogenisierten Lesart, die sich vor allem für den flüchtig Reisenden und den oberflächlichen Vergleich zwischen Städten eignet. Wer sich mit einer Stadt einlässt, wie die Protagonistin in Tokarczucs Erzählung, erkennt bald: »Aber diese Stadt war selbst irgendwie grenzenlos, unentschieden, wechselhaft. Sie floß. Sie schwamm durch mich hindurch wie ein Vergnügungsdampfer. Sie hatte keine Eigenschaften, deshalb war sie so anziehend. Sie fing uns alle in ihren Netzen. Weil sie unbestimmt war, verhiess sie die Erfüllung jedes auch noch so seltsamen Wunsches; weil sie so konturlos war, lockte sie mit der Verwirklichung jeder ersonnenen Möglichkeit, weil sie weder Zentrum noch Peripherie hatte, konnte sie uns frei und alle gleich machen.« (A.a.O.)

Die Stadt als Zukunftsversprechen

Schriftsteller*innen können Sachverhalte beschreiben, die in einer wissenschaftlichen Argumentation deutlich mehr Mühe bereiten. Sie können dabei Einsichten verbildlichen und verdichten, die viele Argumentationsschritte und theoretische Überlegungen ersparen. In nur wenigen Sätzen schafft es Tokarczuk zu erfassen, was die akademische Stadtforschung schwer belegen kann: den Zusammenhang von Stadt und Zukunft zu formulieren. Städte sind Versprechen. Sie stellen Projektionsflächen dar, auf die die unterschiedlichsten Wünsche geworfen werden können. Je weniger ausgeprägt die Konturen einer Stadt sind, desto eher gelingt dies. Tokarczuk wagt es, diese Vision in großem Maßstab zu entwerfen und verknüpft die Stadt mit dem Traum von Freiheit und Gleichheit.

Gibt es für eine solche Hoffnung wissenschaftliche Beweise, kann es die überhaupt geben? In der akademischen Diskussion findet diese Fragestellung keinen Raum, da die grundlegende Prämisse einer hoffnungsmotivierten Verhaltensweise des Menschen generell nicht mit dem Konzept der gegenwärtigen Gesellschaftswissenschaften vereinbar erscheint. In der allgemeinen Soziologie kommt der Analyse der Gegenwart sowie der Verortung in einen historischen Rahmen eine zentrale Bedeutung zu. Obwohl in diesem Zusammenhang bestimmte Tendenzen der Gesellschaftsentwicklung aufgezeigt werden, lässt sich die Hypothese, dass sich Menschen in Antizipation von

Zukunft grundlegend anders verhalten können, nicht bestreiten. Doch wie könnte man dies untersuchen? Das Erfassen und Darlegen der gegenwärtigen Gesellschaft gestaltet sich als herausfordernde Aufgabe, die stark von intellektuellen Kontroversen geprägt ist. Die Gegenwart und die Geschichte lassen sich nur durch rivalisierende Erklärungsansätze umfassender begreifen; für die Zukunft kann deshalb nichts anderes gelten. Deshalb sollte immer von verschiedenen Zukünften gesprochen werden, um zu vermeiden, dass der Anschein einer vermeintlich wissenschaftlichen Gewissheit entsteht, als könne die wissenschaftliche Prognostik die echten Unsicherheiten der Zukunft beseitigen. Je deutlicher sich potenzielle Entwicklungen der Zukunft in der Gegenwart abzeichnen, desto mehr an Glaubwürdigkeit gewinnen bestimmte Szenarien wie beispielsweise der Klimawandel. Zukunftswissen ist jedoch ungewiss und bleibt unbestimmt, selbst wenn Konzepte darüber, wie man unter den Bedingungen ökologischer Krisen in Zukunft leben kann, zunehmend eingeschränkt werden.

Die vielen Städte

Mit unsicherem Wissen umzugehen ist aber eine Schwierigkeit und stellt zugleich eine Kunst dar, die nicht nur auf zukünftige Entwicklungen abzielt, sondern intrinsisch in jedem Anliegen angelegt ist, das sich um Wissensvermehrung bemüht. Das gilt auch für die Stadtforschung, die noch weniger als disziplinär orientierte Forschungen auf ein kanonisiertes Verständnis ihres Forschungsgegenstandes, der anzuwendenden Methoden und einer einheitlichen Terminologie zurückgreifen kann. Wie schon erwähnt, fängt die Schwierigkeit mit der Erforschung der Stadt damit an, dass bereits unklar ist, was mit der ›Stadt‹ eigentlich gemeint ist.

Im Grunde genommen ist es wenig sinnvoll, darüber zu debattieren, ob es überhaupt eine Art von Wissensfortschritt zu dieser Fragestellung gibt. Es ist jedoch zu betonen, dass die Vielfalt der unterschiedlichen Stadt-Verständnisse sich nicht verringert hat und bestimmte Auffassungen über das Wesen der Stadt sich im Laufe der Geschichte immer wieder zu Wort melden. Hierzu zählt die Neigung, das Wesen der ›Stadt‹ einmalig – und möglicherweise für alle Zeit – definieren zu wollen. Eine solche Auffassung nennt man in der Regel *essentialistisch*. Versuche, die Stadt nach ihren Eigenarten festzulegen, beispielsweise als besonders gesundheitsgefährdend, innovativ, konfliktbeladen etc., lassen sich als solche Ansätze klassifizieren. Die Definition des Städti-

schen ist eine Aufgabe, die aus einem traditionellen Wissenschaftsverständnis resultiert, das darauf abzielt, Wissen durch Kategorisierung von Gegenständen und deren klare Abgrenzung zu generieren. Demnach kann eine Stadt als Abgrenzung gegenüber dem Dorf oder dem Landleben sowie zur Natur, der Region oder der Nation beschrieben werden. Es ist ohne Frage machbar, möglich, erforderlich und häufig äußerst nützlich, um das so vorhandene Wissen zu ordnen. Studien, die auf diese Weise konkrete Orte untersuchen, können wertvolle praktische Erkenntnisse gewinnen. Ihre Verallgemeinerbarkeit ist aber oftmals nicht möglich, zumindest nicht so, dass erkennbar wird, wie man eine Stadt im Allgemeinen und unabhängig vom spezifischen Forschungskontext definieren könnte. Jemand, der die Unterschiede zwischen Dorf und Stadt anhand von Größe und Einwohnerzahl bestimmen möchte, wird mit dieser Definition im internationalen Vergleich in Schwierigkeiten geraten. Versuche, auf diese Art und Weise die Stadt zu erkunden, haben bislang noch nicht dazu geführt, dass eine disziplinenübergreifende, kulturunabhängige und vom historisch-politischen Kontext unabhängige Essenz des Städtischen gefunden wurde. Jede Beschäftigung mit der Geschichte der Stadt oder der interkulturelle Vergleich zeigt, dass es bislang keine derartige Definition von Stadt gegeben hat.

Obwohl es die eine universelle Stadt-Definition nicht zu geben scheint, wird in der Stadtforschung dennoch mit konkreten Vorstellungen von Städten gearbeitet, geforscht und geplant. Mit *positivistischen* Stadt-Konzepten hat insbesondere die Stadtplanung erfolgreich demonstriert, dass eine motivierte Selektivität der Wahrnehmung und Vorstellungswelt von dem, was in je unterschiedlichen Bau- und Planungszusammenhängen als Stadt gilt, eine effiziente Wissens-, Planungs- und Handlungsoption bieten kann. Die Reduktion von Komplexität stellt den entscheidenden Faktor für die Planung von Städten dar. Dies geschieht durch die Annahme von Ursache-Wirkung-Ketten, die aus komplexen abstrakten Interaktionen zwischen Raum und Gesellschaft und von konkreten Beziehungen von Menschen vor Ort isoliert werden. Das positivistische Stadtverständnis vereinfacht in seiner effektivsten Form die Stadtplanung auf Städtebau sowie die Auswirkungen der Stadt auf den Menschen in einem umweltsychologischen Determinismus, der besagt, dass sich alle Prozesse in der Stadt durch unmittelbare Einwirkung der (städtebaulichen) Umwelt erklären und beeinflussen lassen. Der Städtebau eignet sich in diesem Sinne insbesondere als positivistische Reduktion der komplexen Stadt, da er global anwendbare Technologien und somit eine kontextunabhängige Antwort auf vermeintlich universelle Probleme verspricht. In ähnlicher Weise ist

die Umweltpsychologie immer dort erklärungsstark, wo sich verallgemeinerbare Verhaltensweisen beschreiben lassen, die scheinbar überall gelten.

Klassischerweise sind das Fragen nach dem Verhalten von Menschen im öffentlichen Raum, ihren Wohn- oder Mobilitätsbedürfnissen. Eine soziologische Differenzierung, vor allem nach sozialer Gruppen-Zugehörigkeit, verdeutlicht jedoch, dass solche Abstraktionen gefährlich reduktionistisch sind und die spezifischen lokalen Verhältnisse nicht adäquat widerspiegeln. Eine Verkürzung der Erklärung von städtischen Lebensverhältnissen auf das direkt Sichtbare und auf die Anwesenden vor Ort führt dazu, dass der lange Weg des sozialen Lernens, den ein Mensch in der Stadtgesellschaft zurückgelegt hat, bevor er in eine städtische Lebenssituation eintritt, nicht berücksichtigt wird. Wie die Gesellschaft einen Menschen eingliedert (sozialisiert), bleibt in solchen, auf aktuelle Problembeschreibungen reduzierte *konkretistischen* Perspektiven unberücksichtigt. Dadurch wird das Verhalten von Stadtmenschen in vieler Hinsicht nicht verständlich und Umweltfaktoren wie etwa die architektonische Gestaltung werden überbewertet. In einem weitergehenden Sinn begehen andere Stadt-Theorien denselben Fehler, wenn sie nur die Innen-Perspektive der Stadt als relevant erachten. Dieser *Lokalismus* verhindert, dass Städte im Kontext makrogesellschaftlicher Strukturen betrachtet werden, in denen nicht-territoriale Systeme wie der globale Markt, soziale Bewegungen sowie staatliche und überstaatliche Institutionen und Regulierungen Einfluss nehmen.

Stadtkritik

Gegen diese offensichtlich problematischen Stadt-Verständnisse hat sich ein umfangreiches Spektrum der kritischen Stadtforschung gewandt und alternative Definitionen, Konzepte und theoretische Ansätze entwickelt. Die Kritik an insbesondere den positivistischen, lokalistischen und essentialistischen Stadt-Konzeptionen hat dazu geführt, dass die Stadt vielmehr als ein Ort der sozialen Konflikte und Ausschlüsse, der neoliberalen Wirtschaftsordnung, neuer Herrschaftsformen und urbanen Gender-Ordnungen gesehen werden muss. Die Stadt wird in erster Linie als Stadtgesellschaft verstanden. Die kritische Stadtforschung eröffnet die Möglichkeit, dass Themen wie soziale Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten in den Mittelpunkt der Stadtsoziologie gestellt werden und sie hinterfragt die vermeintlich neutrale Rekonstruktion der Stadt durch objektive und externe Beobachter*innen und Stadtfor-

scher*innen, sofern sich diese nicht mit den gesellschaftlichen Verhältnissen und Strukturen der Stadt auseinandersetzen. Durch diese Herangehensweise kann die kritische Stadtforschung dazu beitragen, die Voraussetzungen der Stadtsoziologie offenzulegen und implizite gesellschaftliche Kategorisierungen, Wertvorstellungen und Selbstverständlichkeiten infrage zu stellen. Als etwa Charles Booth (Lindner 2004) im 19. Jahrhundert Zensusdaten des Londoner Statistikamts (von 1801 bis 1881) nutzte, reichten ihm diese nicht, um sein Anliegen zu realisieren. Er wollte nachweisen, dass es in London weniger Arme gibt, als dies die Sozialisten behaupteten. Über einen Zeitraum von 17 Jahren befragte er Schulkontrolleure und entwarf Karten, auf denen die Wohnbezirke der Armen dunkel und die der Reichen hell gefärbt wurden (Scott 2007, 16). Er unterteilte die Wohngebiete noch weiter und hielt an seiner christlichen Vorstellung von Armut fest, demnach diese vor allem durch individuelles Fehlverhalten verursacht werde (Gibson-Brydon 2016). Booth hinterfragte weder die Gründe, warum diese Annahme nichtzutreffend war – er fand selbst mit seiner zweifelhaften indirekten Befragung mehr Arme als erwartet –, noch stellte er seine eigenen sozialen Kategorien in Zweifel.

Diese Form der Stadtforschung wurde von philosophischen Grundideen geprägt, die sich wenig mit einer demokratischen Sichtweise auf die Gesellschaft und den Perspektiven und Interessen der untersuchten Menschen in Einklang bringen lassen. Man kann Booth als jemanden sehen, der sich zumindest um eine gewisse empirische Begründung seiner Auffassung bemühte und der sich paternalistisch um die Lage der Armen kümmern wollte. Doch ist eine solche Haltung nicht akzeptabel, weil sie die Untersuchten nicht zu Wort kommen lässt und deren Erfahrungen und Sichtweisen nicht berücksichtigt. Nicht reflektiert werden die Ursachen von Armut und was sie für das Leben der Menschen bedeutet. Booth demonstriert zwar hinsichtlich der Ergebnisse seines Vorgehens eine gewisse Transparenz, aber sein Welt- und Gesellschaftsbild bleibt geschlossen. Für die Stadtforschung sind die Arbeiten von Booth und vielen, die im gleichen Geiste seitdem forschen, ein schwieriges Erbe. Im Gegensatz dazu existiert eine Soziologie, die sich auf funktionale Analysen der Gesellschaft stützt und auf die Arbeiten von Durkheim oder Marx zurückgreifen kann, wobei das individuelle Handeln nur nachgelagert betrachtet wird. Ihre funktionale Sichtweise auf die Stadt wird anhand der Identifikation struktureller und statistischer Zusammenhänge (Durkheim) oder aber durch historisch-hermeneutische Analysen (Marx) realisiert, wodurch die makrogesellschaftlichen Strukturen im individuellen Leben hervortreten. Die Stadt ist somit verkürzt gesagt nur das Abbild der Gesellschaft im Ganzen.

Weder der normativ-moralische Ansatz Booth noch die strukturalistische Perspektive des soziologischen Funktionalismus und Marxismus gewähren dem Individuum konzeptionell eine Handlungsautonomie, die sich unabhängig von den normativen Vorgaben und makrogesellschaftlichen Strukturen entfalten kann. In der marxistischen Stadtforschung wird daher lediglich ein Wandel von Städten für möglich erachtet, der sich makroökonomisch durchsetzt und gesellschaftlich erkämpft werden muss. Dementsprechend beschäftigen sich Stadtforscher wie David Harvey mit der Suche nach den »Rebellischen Städten« (2013) und sehen diese als eine Chance, den Kapitalismus durch seine eigenen inneren Widersprüche zu überwinden (Harvey 2015). Da das Ende des Kapitalismus bislang ausbleibt, wurde auch für die Städte eine düstere Zukunft und eine dystopische Apokalypse skizziert, für die vor allem die Bücher von Mike Davis wie »Ökologie der Angst: Los Angeles und das Leben mit der Katastrophe« (1999) eindrucksvolle Beispiele liefern können.

Chicago und die moderne Stadt

Eine Alternative zu strukturalistischen, hermeneutischen oder normativen Ansätzen in der Stadtsoziologie hat sich in Anschluss an die Philosophie des amerikanischen Pragmatismus orientiert (Hampe 2006, Henning 2017, Peirce 2005) und etablierte sich institutionell an der Universität Chicago zum Ende des 19. Jahrhunderts. Die sogenannte Chicago School (Hennig 2024) hat sich um die Erforschung von Ordnungen beschäftigt, die unterhalb, außerhalb oder in engerer oder lockerer Beziehung zu den makrogesellschaftlichen Strukturen stehen:

»Die Chicago School hat in ihren klassischen empirischen Arbeiten vor allem die experimentelle Konstitution reflexiver Normen, Institutionen und Organisationen, posttraditioneller Lebensstile und Milieus sowie schöpferischer Persönlichkeits- und Charaktertypen – jenseits von Gemeinschaft und Gesellschaft – untersucht.« (Schubert 2010, 75)

Obwohl man die Chicagoer Stadtsoziolog*innen nicht einfach als Ausführenden der Philosophie des amerikanischen Pragmatismus sehen darf, sollte ihre Arbeit im Kontext des intellektuellen Klimas jener Zeit eingeordnet werden, in der vermutlich eher eine gemeinsame Einstellung als eine strikte Be-

folgung eines Forschungsparadigmas vorherrschte. So verwirklichte die Chicago School in freier Interpretation mit Studien über Chicago in fast vier Jahrzehnten das Motto des amerikanischen Pragmatismus: kreatives Handeln. Die Philosophen John Dewey und George Herbert Mead hatten mit ihren Arbeiten zur Sozialpsychologie, Pädagogik und Demokratietheorie einen erheblichen Einfluss auf die Gründung und intellektuelle Ausrichtung der Universität von Chicago und in der Folge auch auf die Chicagoer Soziologie. Der Grundgedanke ihrer Argumentation, die sich nur retrospektiv als eine kohärente Philosophie verstehen lässt, ist die Auffassung, dass Menschen durch kreative Kommunikationsprozesse Lösungen in konkreten Lebenslagen finden können und dadurch ihre eigene Identität im Spannungsfeld von Gesellschaft und Identität suchen. Der amerikanische Pragmatismus hat deshalb nichts mit einer Hemdsärmeligkeit zu tun, die man umgangssprachlich mit dem Begriff ›Pragmatismus‹ verbindet. Stattdessen geht es darum, dass die Lernmöglichkeiten des Einzelnen die Grundlage für ein demokratisches Zusammenleben sein müssen und von daher wird unterstellt, dass durch Interaktionen und Kommunikation soziale Identitäten neu konstruiert werden können. Dafür bedarf es der Gelegenheiten und Situationen, wie sie die Stadt bieten kann.

Daher ergibt sich die zentrale Frage, wie neue Handlungsformen und soziale Normen hervorgebracht werden können. Für William I. Thomas, dem ersten Direktor der Chicago School, war dafür die ›Situation‹ eine wichtige soziologische Kategorie, weil dort Gefühle und Neigungen entstehen, die durch die individuelle Wahrnehmung als ›objektiv‹ eingeschätzter sozialer Situationen interaktiv eingebettet werden. Da Situationen immer als real empfunden werden, sind auch die Konsequenzen, die wir daraus schlussfolgern immer real. Diese Realitätswahrnehmung ist aber weder eine objektive Tatsachenerkundung noch ist sie nur ein Ausdruck unserer psychologischen Wünsche und Bedürfnisse. Situationen werden vielmehr als real erfahren, weil sie in der Interaktion mit anderen Menschen in der Gesellschaft interpretiert werden. Wahrnehmungen von Situationen hängen also maßgeblich von deren Vermittlung ab. Es gibt im Sinne dieses sogenannten Thomas-Theorem keine unvermittelte Realitätswahrnehmung. Herbert Blumer (2013) hat diese Erkenntnis nach dem Zweiten Weltkrieg weitergeführt und theoretisch in die Soziologie als symbolischen Interaktionismus eingeführt. Kerngedanke dort ist die Annahme, dass Menschen immer so handeln, wie sie die Bedeutung ihres Handelns gegenüber anderen Menschen oder auch Dingen einschätzen. Die Konstruktion von Bedeutungen geschieht einerseits durch Interaktion und Interpretation, also durch eine aktive Beteiligung an der Welt und

Gesellschaft. Andererseits wird diese Kommunikation durch die Schaffung von materiellen wie kommunikativen Symbolen ermöglicht und fortgesetzt. Dieser Prozess der symbolischen Interaktion wird als persönliche Erfahrung biografisch relevant, wenn er reflexiv stattfindet und die kommunikativen Bedeutungen somit in Aussageformen explizit festgehalten werden, die sich auf das Individuum beziehen. Die Reflexion greift nicht in erster Linie die Frage der Richtigkeit der Wahrnehmung auf, sondern überdenkt die Position des kommunikativ Handelnden zu den Dingen und Menschen, mit denen er oder sie sich auseinandersetzt.

In Europa wurde die Chicago School der Stadtsoziologie häufig angesichts ihrer scheinbaren Theorielosigkeit missverstanden oder abgelehnt. Die Vielzahl der unterschiedlichen Themen und Methoden, die sie entwickelte und teilweise, wie die teilnehmende Beobachtung (participant observation) erst in die Soziologie einführte, brachte ihr den Vorwurf einer gesellschaftspolitisch affirmativen oder naiven Form der Gesellschaftswissenschaft ein. Insbesondere die Vertreter der sogenannten »kritischen Theorie« der Frankfurter Schule der Sozialwissenschaften konnten sich nicht mit ihrem radikal empirischen Ansatz anfreunden. In der Chicago School geht es in der Tat zumeist um konkrete und reale Menschen, die auch ausführlich zu Wort kommen. Ihre Aussagen zu verallgemeinern und zu abstrahieren ist eine schwierige Aufgabe, wenn die Individualität des Einzelnen nicht verlorengehen soll. Statt solche Abstraktionen zu schaffen, war die Chicagoer Soziologie darum bemüht zu verstehen, in welcher Weise Menschen miteinander umgehen und kommunizieren können. Louis Wirth, der letzte Direktor der Chicago School, versuchte in seiner Antrittsrede als Vorsitzender der American Sociological Association im Jahr 1948 noch einmal auf den Punkt zu bringen, worum es seiner Meinung nach in der Soziologie gehen sollte:

»I regard the study of consensus as the central task of society, which is to understand the behaviour of men [...]. Because the mark of any society is the capacity of its members to understand one another and to act in concert toward common objectives and under common norms, the analysis of consensus rightly constitutes the focus of sociological investigations« (Wirth 1948).

Mit Konsensus wird hier kein gegenseitiges Einverständnis verstanden, sondern der Habitus der Interkommunikation, der Diskussion und Debatte, der Verhandlungen und Kompromisse, wo die Toleranz gegenüber der Abweichung oder gar Indifferenz zur »clear and present danger which threatens

the life of the society itself« (a.a.O.) zu werden droht. Die Fähigkeit zur Kommunikation und zur Konsensualität sind die wichtigsten stadtsoziologischen Handlungsfelder, die sich aus dieser theoretischen Verortung ergeben. Für die Vertreter der Chicago School waren dies keineswegs geisteswissenschaftliche Übungen in Seminaren, die in der Produktion von Texten mündeten, sondern Klärungsbeiträge, die jede Gesellschaft benötigt. Dazu bedarf es der Selbstreflexion der Soziologie, die sich nicht aus der Gesellschaft herausnehmen kann, um sie aus der Distanz (oder gar von oben herab) studieren zu können. Obwohl Robert Park, der charismatische Vorgänger von Louis Wirth, die Stadt als das Labor für das Erforschen menschlichen Verhaltens bezeichnet hat, so schwebten den Chicagoern nie eine künstliche Trennung zwischen Wissenschaftler*innen und Bürger*innen vor. Eher trifft zu, dass »to be a better social scientist, the scholar must be a more active citizen.« (Bendix 1954, 527). Jede Teilnahme an der Gesellschaft erfolgt über Kommunikation und davon sind Soziolog*innen nicht ausgenommen. Diese Rolle aktiv anzunehmen war und ist für Stadtsoziologie dementsprechend zwingend.

Die Stadt als Kommunikation

Die University of Chicago war die erste Universität, die sich eingehend mit der Massengesellschaft und ihren Medien auseinandersetzte. Die Parallelität der Beschäftigung mit der Stadt und den Medien lässt deshalb auch die zu rigide Einstufung der Chicagoer Soziologie als reine Stadtsoziologie zweifelhaft erscheinen. Für die prominenten Vertreter des Fachs wie Robert Park, ein ehemaliger Journalist, waren Medien und Stadt keine getrennt zu behandelnden Themenfelder der soziologischen Forschung. Vielleicht besteht auch hierin die wichtigste Erbschaft, die von der Chicago School für die heutige Stadtsoziologie übernommen werden kann (Subtil und Garcia 2010). Städtische Kommunikation war nicht nur die Ebene, auf der durch symbolische Interaktion Prozesse der Vergesellschaftung (Sozialisation) und der Entwicklung der Fähigkeit zur Teilhabe (Soziabilität) stattfinden und die Erfahrungen für die lebenslange Persönlichkeitsentwicklung darstellen; vielmehr erlaubt sie auch die Konstruktion von Gesellschaft in ihrer Vielschichtigkeit, Struktur und Systematik – im lokalen wie überregionalen, nationalen und globalen Maßstab.

Die Kommunikationsmöglichkeiten des Menschen waren für die Chicago School eine Hoffnung, um mit den urbanen, nationalen und globalen Krisen des Industrialismus auf einer humanistischen Weise umgehen zu können:

»Communication and community were used as discourses to protest and resolve the contradictions brought about by advanced industrialization and the enormous growth of cities during that periods of history. They were also used as a formula for humanizing those factors and producing consensus as a democratic way of life.« (Simonson und Peters 2008, 16)

Für die Chicago School stellte diese Sichtweise keine normative Vorgabe dar, die auf einem naiven Vertrauen an das Gute des Menschen und die Überlegenheit der Demokratie beruhte. Vielmehr ging sie von der theoretischen Diskussion in der pragmatischen Philosophie über die Konstitution von Rationalität aus, in der man annahm, dass Rationalität sich nur durch Akte des Sprechens ergeben kann. Sprechakte ermöglichen auch die Kommunikation in autoritären Machtstrukturen. Sie sind aber vor allem die Grundlage für demokratische Formen politischer Organisation. Die Analyse der Chicagoer Soziolog*innen bezog deshalb moderne Kommunikationstechniken wie Zeitungen, öffentliche Reden, Transportsysteme, Netzwerke jeder Art, Infrastrukturen und interaktive Gruppen mit ein (vgl. Jacobs 2009). Motiviert waren diese Untersuchungen von der Frage, in welcher Form die Kommunikation in und mit diesen Medien durch unterschiedliche Sprechakte konstituiert wird. Kritisch kann man anmerken, dass die dunkleren Aspekte der Kommunikation wie Herrschaft, Konflikt und Autorität dabei weniger berücksichtigt wurden. Reformorientiert wurde die Kommunikation vor allem auf ihre Konsensfähigkeit abgesehen, um soziale Probleme besprechbar und somit lösbar zu machen.

Kommunikation kann aber niemals ohne Kontext gedacht werden und ist nicht von Handlungsphasen zu trennen. Kommuniziert wird während, vor und nach jeder Form von Handlung, wobei man Kommunikation selbst auch als eine Handlung verstehen kann, wie dies vor allem Jürgen Habermas mit seiner »Theorie des kommunikativen Handelns« (2019, vgl. Honneth und Joas 2017) begründet hat. Handlungen, um die es immer mit Bezug auf die Gestaltung und Planung der Stadt der Zukunft gehen soll, sind dementsprechend nicht als Gegenteil von Kommunikation zu verstehen, sondern untrennbar mit dieser verwoben. Das bedeutet, dass die kommunikative Seite von Planung und Stadtpolitik ebenso zu berücksichtigen ist – welche Akte der Kommunikation, welche Inhalte und welche gesellschaftlichen Vorstellungen sie von der Stadt transportieren –, wie die Bedeutung, die kommunikative Akte für die Ermöglichung, Ordnung und Antizipation von realen Planungsaktivitäten haben. Die intellektuelle Trennung zwischen Kommunikation und Handlung ist demnach äußerst irreführend und ihre Übersetzung in

ein Phasenmodell von Stadtplanung, in der in künstlicher Weise Kommunikation auf eine bestimmte Zeit in einer vorgelagerten Planungsphase (etwa bei partizipativen Verfahren) reduziert wird, bedeutet, dass die Relevanz kommunikativer Akte hinsichtlich der gesellschaftlichen Ordnung der Stadt entthematisiert wird. An dieser Stelle treten Machtverhältnisse zutage, die sich durch Sprechakte manifestieren, in denen semantisch von ›Umsetzung‹, ›Implementierung‹, ›Realisierung‹ oder ›Baubeginn‹ die Rede ist. Die artifizielle Differenz zwischen ›Reden‹ und ›Machen‹ ist aber konzeptionell in der gegenwärtigen, sogenannten ›rationalen‹ Stadtplanung eingebettet und als Erbe eines größeren Narrativs der aufgeklärten Gesellschaft zu verstehen.

Die unausgesprochene Grundannahme dieser Sichtweise auf die Stadt und die Stadtplanung besteht darin, dass die vorhandenen Gewohnheiten des Planens und der Rollenverteilung in der Stadt nicht geändert werden sollen. Die Anerkennung der Tatsache, dass Stadtplanung in der heutigen Form wesentlich auf eingespielten und überlieferten Interaktionsmustern zwischen Expert*innen und Stadtgesellschaft beruhen, wurde bislang durch deren Effizienz und ihre Ergebnisse mit Bezug auf die Versorgungslage legitimiert. In der Essenz dieser ›rationalen‹ Stadtplanung wurde eine Problemlösungskompetenz entwickelt, die sich auf ein Modell der stetigen Vermehrung des Allgemeinguts bezieht. Der lange bis heute anhaltende Erfolg dieses Wachstumsmodells scheint die aufgeklärte Idee von der planbaren Stadt zu bestätigen. Wachstumsorientierung und die Idee der ›rationalen‹ Steuerung und Planung der Stadt bestätigen wiederum den intellektuellen und narrativen Rahmen eines gesellschaftlichen Selbstverständnisses, ohne deren Brüche und Schattenseiten, wie sie in den nächsten Kapiteln erläutert werden, im Wesentlichen zur Kenntnis zu nehmen.

Eine notwendige Irritation

Wenn man die bestehenden Selbst-Beschreibungen der Stadtplanung als ›rational‹, ›effizient‹ und ›lösungsbezogen‹ nicht unhinterfragt stehen lassen will, begibt man sich auf die Ebene der Meta-Kommunikation oder Reflexion des kommunikativen Handelns der Stadtgesellschaft insgesamt. Der gesellschaftspolitische Sinn und Zweck vorhandener narrativer Strukturen über die Stadt ist es allerdings, eine solche Selbstreflexion eher zu begrenzen und einzuengen. Irritationen von Handlungs-, Gestaltungs- und Planungsprogrammen sollen verhindert werden, sodass die bestehenden gesellschaftlichen

Abläufe in der Stadtgesellschaft weiterhin geordnet, antizipiert und chronologisch geordnet werden können und bestehende Rollenverhältnisse bestätigt werden. Alternativ zu der Selbst-Erzählung der Stadtplanung als rationales Unternehmen im Sinne einer demokratisch legitimierten Delegation und als von Lösungsaufgaben konkreter Stadtprobleme (reduziert auf den baulich-infrastrukturellen Teil) motiviert, wäre zunächst grundsätzlich anzuerkennen, dass im Sinne der Philosophie des amerikanischen Pragmatismus Kommunikation nicht als Gegenteil oder zeitlich begrenzte Phase des Handelns zu verstehen ist und diese analytische Trennung nur dazu führt, dass man wichtige Aspekte der Kommunikation aus den Augen verliert. Betrachtet man Kommunikation als eine Art von Gewohnheit, wie das physisch-körperliche Handeln auch, dann wird auch in der Analyse der Stadtgesellschaft deutlich, dass nicht der Unterschied zwischen Worten und Taten, sondern zwischen reflektierten und gewohnheitlichen Aktivitäten – verbal wie nonverbal – der entscheidende Unterschied liegt. Die Irritation der ›habits‹, wie es John Dewey (1896) besonders hervorgehoben hat, ist notwendig, damit eine Reflexivität entstehen kann, die für das Entstehen neuer Gewohnheiten erforderlich ist.

Die Irritation eingefahrener Handlungsabläufe ermöglicht es, dass eine neue Problemsicht und dementsprechend neue Lösungsansätze erkennbar werden. Wer also bessere Lösungen für die antizipierten oder schon eingesetzten Problementwicklungen anbieten will, muss mit der Begründung seiner Zweifel an den bestehenden Gewohnheiten beginnen und kann sich erst danach der Frage widmen, in welcher Weise neue Vorstellungen über die Zukunft der Stadt beschreibbar werden. Bezweifelt wird, so die Grundidee einer neo-pragmatischen Theorie von Stadt, dass eine Stadt lediglich als eine Addition von effektiven und rationalen Lösungen zu planen ist, um gegenüber den gegenwärtigen und zukünftigen Herausforderungen gewappnet zu sein. Vielmehr ist die Stadt ein gesellschaftlicher Erfahrungsraum, in dem Menschen sowohl in ihrer anthropologischen Existenz, ihrer biologischen Vernetzung und gesellschaftlich-historischen Positionierung ihr Leben erfahren. Antizipation von Zukünften ergibt sich aus der Reflexion dieses komplexen Verhältnisses und dies mit Bezug auf die Wissensformen der möglichen Zukunft des Einzelnen wie der (Stadt)Gesellschaft insgesamt. Das bedeutet, dass schon gemachte Erfahrungen in der Vergangenheit und aus der Gegenwart für die Sichtweise aktueller und zukünftiger Situationen maßgeblich sind. Diese Reflexionen sind nicht individualistisch zu verstehen, da sie vor allem als eine Frage der inneren und gar moralischen Positionierung gelten müssen. Situationen werden immer in Interaktion mit anderen

erfahren und konstituiert, wobei diese ›Anderen‹ als konkrete und gleichzeitig auch als generalisierte Personen im individuellen Reflexionsprozess anwesend sind. Die Verinnerlichung dieser Interaktion vermittelt den Eindruck, dass das Individuum ursprünglich für seine Gedanken und inneren Zweifel und Auseinandersetzungen verantwortlich ist. In der Tat ist es jedoch nicht möglich, das internalisierte Denken von den allgemein verbreiteten Ansichten zu isolieren, mit denen sich jede Person bewusst auseinanderzusetzen hätte. Im Pragmatismus ist es daher von großer Bedeutung zu verstehen, wie individuelles Wissen und Gewissheit durch gesellschaftliche Situationen und Positionierungen nachvollzogen und erklärt werden können. Durch den Verweis auf die Bedeutung der sozialen Einbettung und Interaktion der individuellen Reflexionen und Wissensproduktion wird nicht, wie beim radikalen Konstruktivismus, die Sachlichkeit der Gegenstände, die die Reflexion betreffen, zwangsläufig in Frage gestellt. Vielmehr wird durch die soziale Dimension des eigenen Denkens erklärbar, wie bestimmte Perzeptionen, Problematisierungen und eben auch blinde Flecken und Tabus entstehen können. Damit wird zunächst einmal keine Aussage darüber getroffen, ob bestimmte Tatsachenverhältnisse in einem essenziellen Sinne überhaupt vorhanden sind, sondern warum diese bei einigen Menschen eine große, geringe oder gar keine Aufmerksamkeit erfahren.

Die philosophisch interessante Frage, ob durch die menschliche Erfahrung in einer spezifischen Umwelt eingebettet zu sein, diese durch symbolische Reproduktion, Semiotik und Kommunikation zugänglich werden kann (also die Frage nach der Referenztheorie, vgl. Brandom 2023), kann für eine soziologische Perspektive auf die Stadt in der Weise kurz gefasst werden, wie sie das Thomas-Theorem der Chicago School (Thomas 2002 (1928)) schon formuliert hat, nämlich dass Situationen und Umwelten nur dann eine Rolle spielen, wenn diese für die an der Kommunikation Beteiligten auch Bedeutung haben. Wenn etwa Menschen offensichtliche Tatsachen wie den Klimawandel in Frage stellen, dann aufgrund der Kontinuität bestimmter situativer und Umweltkommunikationen. Das Beispiel zeigt auch, dass es Blockaden und Widerstände geben kann, um den erforderlichen Selbstbezug herzustellen, der die reflexive Ebene der Kommunikation benötigt. Diese Reflexionsvermeidungsstrategien sind aber ebenfalls als Ausdruck sozialer Interaktion zu verstehen. Sie sind eine Message auf der Beziehungsebene zwischen den Beteiligten, womit die Definition der Rollen geklärt werden soll, aber nicht unbedingt ein inhaltlicher Austausch intendiert wird. Damit wird deutlich, dass es keine automatische Verbesserung durch Interaktion, Kommunikation

und Reflexion geben kann, wenn deren gesellschaftliche Situation konflikthaft wahrgenommen wird.

Die Klassiker der pragmatischen Philosophie und Soziologie gingen davon aus, dass es nur in Situationen der Kooperation zu einer Konstruktion und permanenten Neukonstruktion des gesellschaftlichen Selbstbezuges kommen kann. Für die damalige Zeit, in der die raumunabhängige Kommunikation der Ausnahmefall war und die Interaktion mit Anwesenden im Nahraum die Regel, war die Definition von Situationen entsprechend auf direkte Formen der Begegnung und des Austausches fokussiert. Heute ist anzunehmen, dass die Mediatisierung der Interaktionen sowohl diese konkreten Situationen beeinflusst, etwa weil Handlungserwartungen mit virtuellen Vorbildern abgeglichen werden, als auch generell bei wichtigen Fragen der Lebensgestaltung, etwa der Suche nach Partnerschaften und Freundschaften, zu diesen in Konkurrenz tritt.

Ungeachtet dessen dürfte sich an der sozialen Bedeutung von Kommunikationssituationen für individuelle und kollektive Reflexionsprozesse nichts geändert haben und stellen sowohl real-nähräumliche wie virtuell-globale Kommunikationen Räume für die aktive Aneignung sozialer Wissens-, Emotions- und Orientierungsbestände dar. Anstatt die technischen Unterschiede dieser unterschiedlichen Kommunikationsformen hervorzuheben, scheint es wichtiger zu sein, ihre Rolle in der Sequenzierung der jeweiligen Situationen im Laufe des Sozialisationsprozesses zu verstehen. Es ist entscheidend, dass erkenntlich wird, in welcher Weise die Handlungsautonomie und Reflexivität des Individuums entstehen kann und wie sich diese durch die verschiedenen Kommunikationsformen weiterentwickeln. Von zentraler Bedeutung ist die Entwicklung von Handlungsfähigkeit (Joas 2002, 213–218), die nicht einfach schon vorausgesetzt werden kann, sondern erst hergestellt werden muss. Eine kritische Stadtforschung hat deshalb zunächst die Aufgabe, die eingeschränkte und verhinderte Herstellung der individuellen und kollektiven Handlungskompetenz zu erklären. Kompetentes Handeln ist allerdings ein voraussetzungsvolles Vorhaben, das einerseits um die Rekonstruktion von Zusammenhängen in der sozialen Welt bemüht sein muss, um damit das eigene Handeln abschätzen und planen zu können, andererseits muss es eine meta-kommunikative Ebene beinhalten, die die eigene Perspektive, Übersetzungsprobleme durch kulturelle Diversität und möglichen Verzerrungen die Voreingenommenheit bei der Problemdefinition erkennt.

In der Geschichte des amerikanischen Pragmatismus und der Weiterentwicklung einer von ihm inspirierten Soziologie lässt sich dieser doppelte

Anspruch anhand der Wahrnehmung der Arbeiten von Herbert Blumer (2013) und Howard S. Becker (1973) nachvollziehen, die mit ihren Studien die Wirkungsweisen von Kommunikation für die Definition von gesellschaftlichen Problemen in den Vordergrund stellten. In der neueren französischen Soziologie wird daran angeknüpft, indem die menschlichen Fähigkeiten zur Reflexion als wesentlich für das Verstehen von gesellschaftlichem Handeln betont werden. Reflektiert werden die Kriterien, die das eigene Handeln und Denken leiten und die den eigenen Urteilen und Handlungen zugrunde liegen. Es müssen zudem die gesellschaftsstrukturellen und materiellen Aspekte von Situationen berücksichtigt werden, womit Einschränkungen der individuellen Freiheit anerkannt werden. Laut Boltanski und Thévenot (2007) können so die wesentlichen Merkmale der reflexiven Intelligenz des Menschen gefördert werden. Ziel der Stadtsoziologie und der folgenden intellektuellen Horizonsunterkennung über die urbane Ordnung, der kolonialen Stadt, der patriarchalen und imperialen Urbanität, der fragmentierten Stadt, ihrer Armut und Angst ist daher eine reflexive Stadtsoziologie, die für die Bewältigung der vielen Krisen der Stadt als eine Form der kommunikativen Verständigung dringend benötigt wird. Dazu ist es aber zunächst nötig, sich über den Ort zu verständigen, über den reflektiert werden soll. Deshalb noch einmal zurück: Was also ist eine Stadt?